

Sinder der Not.

Roman von Max Tren.

(2. Fortsetzung.)

Es war immer eine große Frage, um die sich diese Erwägungen drehten. Weshalb will mir Kampfermann das Mädel offenbar nicht geben? Bin ich ihm zu arm? Freilich, ein armer Schlucker bin ich — aber ich habe gesunde Kräfte und bring' schon noch etwas vorwärts, daß es für eine Familie langt. Mag er mich nicht leiden? Unmöglich, denn ich sehe, daß er mich wie seinen Sohn liebt. Was denn?

Und immer und immer wieder war das Schlussergebnis solcher Erwägungen: „Er gibt mir seine Tochter nicht, weil ich ein infam kassierter Offizier bin!“

„Infam kassiert!“ Konrad von Vossau war in der Tat ein „infam kassierter“ Offizier. Und das war der Grund seiner grauen Haare und seines vorzeitig gealterten Gesichts. Daß er aber ein „infam kassierter“ Offizier war, daran trug niemand anders die Schuld als kein „geliebter großer Dichter Friedrich Schiller.“

Konrad von Vossau war blutjung in die preussische Armee eingetreten. Sein Vater, ein alter, preussischer Offizier, der schon bei Leutnant, Hauptmann, Rittersdorf und Torgau mitgekämpft hatte, sah in dem Jungen, der ihm 1784 in seiner spätklassischen Ehe geboren wurde, nicht nur den Erben — denn es war nicht viel zu erben — sondern auch eine Art Fortsetzung seines eigenen kriegerischen Lebens, zu immer größerer Ehre Preußens. Denn beim Alten hand es fest, daß das, was sein großer König in den blutigen sieben Jahren erkämpft hatte, Bestand und Dauer haben müsse, bis an das Ende der Welt, daß aber darum noch manche neue Schlacht zu schlagen sein werde. Und darum müsse der König allezeit Soldaten haben, besonders „Offiziere, so über verdammte Pflicht und Schuldigkeit zu tun wüßten und jeden Feind zu Paaren zu treiben verständen, wie einst sie, die Alten, bei Leutnant und Torgau.“

So war es selbstverständlich, daß Konrad schon in frühen Jahren ein Knabe noch, in das Heer trat. Er kam nach Berlin in Garatien, und mit ganzem Herzen ging er in seinem Beruf auf. In der Hauptstadt, wo ihn auf Schritt und Tritt die Erinnerungen an die machtvolle Heldenszeit der sieben Jahre umgaben, erliefte er selbst an diesen Erinnerungen, näherte Geist und Seele damit und sah in jedem preussischen Degen ein Stück vom Degen des alten Feind, dessen Blitzen allein den Sieg herbeiführen müßte. Wohl hatte er mit steigendem Erfahren, aber auch mit steigender Bewunderung — denn diese Knaben- und Jünglingsseele war zu rein und lauter, als daß ihr nicht jede Heldengröße ohne weiteres Bewunderung entlockt hätte — gehört und gelesen, wie das Gestirn des Ersten Königs und Kaiser Napoleon sich in immer höherer Höhe erhoben hatte, wie seine Siege sich Schlag auf Schlag folgten. Aber für sein Preußen fürchtete er von dem geheimnisvollen, der Revolution entgegengesetzten Manne nichts. Der Degen Friedrichs des Großen war nicht kumpf geworden und der Geist des stillen Sclafers in der Garnisonstiche zu Potsdam war noch überall wach.

So meinte Konrad.

Aber es sollte ein Tag kommen, wo er erkannte, daß der Degen kumpf geworden und der Geist vor der angequälten Schablone gesunken war. Schon der traurige Anblick und die noch traurigere Grimasse des Jahres 1806 weckten in dem klugen und aufgeweckten Jüngling, der scharf zu sehen verstand, mancherlei Befürchtungen, und er gehörte nicht zu jenen Offizieren, die vor dem Hause des französischen Geforderten demonstrierend mit Säbeln rasselten oder im Schauspielhaus ebenso demonstrativ Schillers Reiterlied „Früh auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!“ mifflangen. Aber er sah doch auch nicht trübe in die Zukunft; der Staat des großen Königs würde schon standhalten — es würde sich machen.

Das war der Schlussatz seiner Erwägungen, die er in politischer Hinsicht anstellte.

Noch weit höher aber floßen seine Hoffnungen für sein Vaterland in literarischer Beziehung. Er hatte, wie so manche junge Offiziere von damals, Zutritt zu den schwingendsten und literarischen Kreisen der Hauptstadt gefunden und sein Herz mit den Idealen erfüllt, die jene in ihrer Welt erbaut hatten. Besonders Schiller war sein Liebling geworden. Die gewaltige Sprache des Mannes, sein hinreißender Gedankenflug, die Kraft seiner sittlichen Ueberzeugung, die Fülle seiner Gestalten, ihre glänzenden Aussprüche, die, einmal gehört, sich nie wieder vergessen ließen, das alles zog sein Herz zu diesem Großen von Weimar viel stärker als zu Goethe, für den das volle Verständnis der Jugend ja überhaupt noch zu

fehlen pflegt, da die abgeklärte Ruhe des Olympiers ihrem eigenen Charakter gegen die innerste Natur geht. Was hätte Konrad darum gegeben, wenn er seinem geliebten Schiller auch nur einmal hätte gegenübergetreten, Augen in Augen mit ihm Rede und Gegenrede wechseln können. Aber es kam nicht dazu; schon am 9. Mai 1805 schlossen sich die sonnigen Dichteraugen für immer, und bei der Nachricht war es Konrad, als ob ein totes, schwebendes Kleinod aus der Welt verschwunden sei, das nun und nimmer ersetzt werden könne.

Von der Stunde an hatte er nur noch einen Gedanken: die Stätten einmal zu sehen, wo der Große gewandelt, wo er gedichtet, gelebt und sein Haupt zum letzten Schlummer gelegt habe. Aber die fortwährenden Friedensbedrohungen durch Napoleon ließen den Gedanken an einen Urlaub nicht aufkommen.

Was aber der Friede nicht brachte, das sollte der Krieg bringen. Die Mobilmachung 1806 führte Konrad nach Thüringen; dicht in der Nähe von Weimar zog sein Regiment dahin, aber hinein kam er nicht. Und als man endlich nach vielen ermüdenden Kreuzzügen und Quermärschen über und in den Thüringer Wald auf dem Plateau von Jena stand, hatte Konrad zwar eine ganze Reihe Städte und um Städtchen gesehen, aber nicht Weimar.

Jetzt aber lag es in greifbarer Nähe, und was das beste war, ein lieber Freund von ihm, Julius von Nebel, lag dort in Quartier, denn er gehörte zum Korps des Generals von Müchel, der in Weimar und Umgebung stand. Also schnell entschlossen den guten Freund besuchen — das war die Lösung der Frage. Wer konnte wissen, ob man jemals wieder hierher kam, wie lange man überhaupt noch lebte. Aber der Oberst wollte von seinem Urlaub nach Weimar etwas hören.

„Sind Sie toll geworden?“ fuhr er den jungen Offizier an. „Angesichts des Feindes Urlaub! Ist ja die reine Desertion! Abgeschlagen!“

Da hand der gute Konrad wie ein Schüler, der eine verpönte Aufgabe abgeliefert hat und nun vom Lehrer abgezankelt wird. Aber wofür hatte man denn den ganzen göttlichen Leichtsinn der Jugend? Und wofür hatte man denn in Berlin so famos gelernt, ohne Urlaub nach Potsdam zu fahren oder zu reiten, wenn sich's mit Urlaub nicht machen lassen wollte? So schnell kam der Feind nicht. Zwar hieß es, er sei dicht in der Nähe und am 10. Okt. vor ein paar Tagen, sollte es bei Saalfeld eine unangenehme Affäre gegeben haben. Aber etwas Sichereres wußte man nicht, und noch vorher hatte der Stabskapitän von Liebhaber eine Rede gehalten, wobei er gesagt hatte: „Alles, was Napoleon getan hat, ist Dummheit gewesen. Er hat keinen Schritt tun können, der ihm nicht durch unsere Bewegung vorgezeichnet gewesen wäre. Und wenn er nun noch weiter geht, dann haben wir ihn so sicher in der Falle, als ob ich ihn hier in meinem Hute hätte.“

Und dabei hatte er in die Höhlung seines Hutes gezeigt, und alle Umstehenden hatten sich auf die Fußspitzen erhoben und spähten neugierig, als ob Napoleon wirklich schon in dem Hute drinsäße. Aber er sah nicht drin. Konrad wollte zwar die Geschichte von dem Hut nicht so ganz einleuchten. Aber immerhin, zu Befragten war offenbar kein Grund, wenn man so in den Stuben sprach und urteilte. Und heran war der Feind jedenfalls noch lange nicht.

So ritt Konrad von Vossau gegen Abend des 13. Oktober 1806 ohne Urlaub nach Weimar hinüber und wollte am anderen Morgen früh zurück sein. Kein Mensch, außer zwei oder drei Eingeweihten, würde etwas merken.

Nebel empfing ihn in alter Freundschaft. Sie stiegen in gutem Rheingewein auf den Sieg Preußens an, und dann führte Nebel den Freund durch die Straßen der Stadt. Dort war das Haus Goethes. Hinter den Vorhängen sah man eine hohe Männergestalt auf- und abschreiten. Deutlich zeigte der Schatten, wie er, die Hände auf dem Rücken, gemessenen Schrittes sich bewegte. Welche Gedanken gingen ihm jetzt wohl durch den Kopf, wo in seiner Nähe alles bereit stand zum großen Waffenspiel um Zepher und Kronen?

Und hier war das Haus Schillers. Mit tiefer Bewegung standen die Freunde lange vor dem einfachen, schlichten Bau und sahen hinauf zu den Fenstern, die ebenfalls schwach erleuchtet waren.

„Ach, könnte man doch einmal hinein!“ sagte Konrad. Aber das wäre unbeschreiblich gewesen; jetzt, zu dieser Stunde durfte man niemand mehr stören.

So gingen sie weiter, zur letzten Ruhestätte des Dichters, zum sogenannten Stassenwäldchen. Konrad fastete die Hände zum Gebet. Er fühlte einen Schauer über sich gehen; es war eine heilige Stätte, wo er stand. Wachten auch noch manche andere hier zur letzten Ruhe gebettet sein — der eine Große adelte alle seine stillen Mitschlafers noch im Tode und zog sie empor zu den lichten Höhen, zu denen er selber emporstrebte.

Danach hatten die beiden Freunde

einen Weg durch den stillen, in Nebel gehüllten Schloßpark gemacht, entlang den Ufern des Jm, wo die „leisere Welle manches unsterbliche Lied“ gehört und manche verehrte Gestalt sich in ihren Fluten hatte spiegeln sehen. Drüben von der kleinen Anhöhe leuchtete Goethes Gartenhaus durch das Dunkel; schweigend und verlassen lag es da und ragte aus dem wolkenden Nebelmeer auf, weiß und gespenstlich wie eine verzauberte Insel.

Von der Stadt her klangen Trommelschläge.

„Sie mahnen mich zur Umkehr“, sagt Konrad. „Ach, daß man doch noch einen Tag Zeit hätte, hier in Erinnerungen und Poesie zu schwelgen.“

„Der Friede wird bald da sein!“ entgegnete Nebel. „Und dann wird Weimar für dich leicht erreichbar sein.“

Konrad nickte nur.

Es war etwa gegen Mitternacht, als er nach Jena zurückritt. Nebel hatte ihn auf die Straße begleitet, die dorthin führte.

„Immer geradezu“, sagte er. „Du kannst nicht fehlen, Konrad! Wenn's auch besser wäre, der verdammte Nebel läge nicht so dicht.“

„Ohne Sorge“, lachte Vossau, „den Nebel bin ich aus meinen heimlichen Riesenberg gewöhnt, und er beirrt mich nicht.“

Nach herzlichem Abschied trennten sich die Freunde, nicht ohne als letzten Wunsch, unter dem sie auseinander gingen, sich den Sieg Preußens und das Ende Napoleons zugerufen zu haben.

Dann schieden sie. Sie sollten sich nicht wiedersehen. — Vossau ritt in die Nacht hinein. Er ließ sein Tier tüchtig ausreifen; ihm kam darauf an, vor Einbruch der Morgendämmerung wieder an Ort und Stelle zu sein. Bisier war offenbar drüben bei den vor Jena stehenden Preußen alles ruhig verlaufen; kein auffälliger Ton, wie etwa Gewehr- oder Geschützfeuerklang von dort herüber — alles still, ringsum das große Schweigen der Nacht.

Voll innerer Freude ritt Konrad seines Wegs. Hatte ihm doch der Tag die Erfüllung eines seiner heißesten Wünsche gebracht: die Stätten mit eigenen Augen sehen zu können, die durch das Wirken seiner großen Lieb- lingsgeheilig worden waren. Daß ihm dieser Wunsch durch eine kleine Zufubordination erfüllt worden war — was derschlug das? Die verbotenen Früchte sind ja immer die süßesten; er wußte es längst aus übermü- digen Berliner Garnisonstagen. Und was kam darauf an, ob bei dem Ort und Stelle festgelegenen preussischen Heere in diesen Abendstunden ein junger Offizier mehr gesehen war oder weniger? Die Uhr des Dienstes war sicher auch ohne ihn weiter vorge- rückt, und er hatte, statt Samaschen- köpfe und Uniformtragen zu mu- stern, sein Herz von einem Hauche der Unsterblichkeit durchwehen lassen, wie er aus den Werken der großen Dichter, aus ihrem Leben und Streben emporsprang.

Er wußte nicht, wie lange schon er so in Gedanken versunken geritten sein mochte. Er warf einen Blick auf die Uhr. Mit Mühe nur ließ sich in der Dunkelheit, durch die immer dichter Nebel gespenstlich seine Schleier schleppen ließ, die Stunde erkennen. Mein Gott, war er denn wahrhaftig schon zwei Stunden geritten? Dann konnte ihm jeden Augenblick das „Wer da?“ der ersten Vorposten entgegenfallen.

Aber — er fuhr zusammen — wie war das denn? Er war doch auf dem Herwege durch ein paar Dörfer gelom- men — Schwanhausen — Mellingsen — ja, wo waren sie denn? Er hätte sie doch auch auf dem Rückweg wieder berühren müssen. Aber eroukte ge- nau: er hatte kein Haus gesehen, kein Kirchthum, kein Scheunenoad; kein einziger Hundeblick hatte ihm die Nähe bewohnter Stätten dargetan.

Er strengte seine Augen an. Jetzt durchdrangen sie das Dunkel auf einige Schritte. Er fluchte und hielt erschrocken den flott trabenden Gaul an. Im Nu war er aus dem Sattel, trat einige Fuß breit seitwärts nach dem Rande des Weges zu und erschrad auf's neue. Das Blut wollte ihm in den Adern erstarren. — Nein, nein, diese Straße war er nicht gekommen, denn diese Straße war ein tief eingeschnittener Hohlweg, dessen Wände senkrecht emporstarrten, und er wußte ganz genau, daß der Weg, den er hergeritten war, auf einem hoch- plateau entlang geführt hatte, völlig eben, ohne Defilees und Durch- schnitte.

Um Himmels willen, wo war er? Hatte der Nebel ihn irre geführt? Und waren seine schweifenden Gedan- ken der Bundesgenosse dieses Irr- tums gewesen? Alle Fragen änderten nichts an der leidigen Tatsache: er war verirrt, er wußte gar nicht, wo er war. Aber jetzt nur schneuen — han- deln — handeln! Kein Zaudern, kein Zeitverdröben! mehr — jetzt nur fliehen, wo er sich befand, sich den rechten Weg weisen lassen, und dann vorwärts.

Er sah wieder im Sattel und ließ das Pferd ausreifen. Etwas eine halbe Stunde mochte er geritten sein, da bemerkte er, wie zuweilen ein bligen- der Strahl durch die Finsternis vor ihm aufzuckte. Das mußte ein Licht

sein. Er hielt den Braunen an, legte die Hände wie einen Trichter vor den Mund und rief:

„Hallo! Hallo!“

Wieder zuckte der Lichtstrahl durch den Nebel — einmal, zweimal, drei- mal. — Und nochmals rief Vossau, lauter und kräftiger noch als das erstemal: „Hallo! Hallo!“

Der Lichtstrahl wurde klarer; deut- lich sah man die Nebelwälder an sich spielen, und gleich darauf antwortete eine Stimme: „Hallo!“

Konrad gab dem Braunen die Sporen, und ein paar Augenblicke später leuchtete ihm eine Laterne entgegen, stand ein junger, hochgewachsener Mann ihm gegenüber. Verwundert sah er den Offizier an.

„Guter Freund“, sagte Vossau nach kurzem Gruße, „wo bin ich hier? Ich will nach Jena.“

Der andere hob die Laterne, be- leuchtete Kopf und Reiter.

„Nach Jena? Auf diesem Wege wer- den Sie nicht nach Jena kommen, Herr Leutnant.“

Der Mann trug die Tracht der Landbewohner, aber aus seinen Wor- ten merkte Konrad, daß er offenbar nicht ungebildet war.

„Ja, wo bin ich hier?“ fragte er weiter.

„Hier sind Sie dicht bei dem weim- arischen Orte Bieselbach — drei Viertel Weg zwischen Weimar und Erfurt.“

Fassungslös starrte Vossau den Sprecher an.

„Wo?“ kam es mechanisch über sei- ne Lippen.

„Bei Bieselbach, Herr Leutnant.“

Ein kräftiger Fluch entfuhr dem Munde Vossaus.

„Und wie weit ist es von hier bis Jena?“

Der Fremde leuchtete bedeutsam das Pferd an, dessen Flanken heftig auf und niedergingen.

„Mit einem abgetriebenen Pferd werden Sie überhaupt nicht nach Jena kommen. Ein anderes aber wüs- te ich Ihnen im Ort nicht zu verschaf- fen. Was von Pferden da war, hat man für das Heer requiriert und ge- lasset. Wenn Sie aber Ihrem Tier einige Stunden Ruhe und ein ordent- liches Futter gönnen.“

„Altmächtiger Gott! Das ist un- möglich.“

Der andere zuckte nur die Achseln. „Höchstens so unmöglich, wie daß Sie auf diesem Pferde nach Jena ge- langen.“

Vossau war aus dem Sattel ge- sprungen. Er betrachtete prüfend den Braunen. In der Tat, mit dem konnte es nicht mehr lange gehen. Er wußte schon aus Erfahrung, daß dieses Pferd, sein Dienstpferd, kein aus- dauernder Gänger war, und er hatte, bevor man ins Feld rückte, Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um ein besseres zu erhalten. Es war ver- gebliche Mühe gewesen; die Vorbeeren des großen Königs, so schien man an den zufälligen Stellen zu glauben, würden zweifellos auch das schlech- teste Pferdmaterial ausgleichen.

Was nun?

Eine kurze Ueberlegung. Es blieb in der Tat nichts anderes übrig, als den Braunen ruhen zu lassen und ab- füttern. Und in diesem Entschlusse wurde Konrad bestärkt durch die Er- wägung, daß selbst wenn er jetzt we- terreite, er sich bei der völligen Unbe- kanntheit mit Weg und Steg in der Dunkelheit aufs neue verirren müßte. Zwar war die Dämmerung nicht mehr fern, aber was an Zeit noch bis dahin fehlte, genigte vollkommen, um ihn von seinem Ziele immer weiter abir- ren zu lassen.

„Können Sie meinem Pferde zu einem Stall und etwas Futter und mir zu einem Imbiss verhelfen?“ fragte er endlich den Fremden.

„Selbstverständlich, das ist meine einfache Pflicht. Darf ich Sie bitten, mir zu folgen?“

Er schritt voran. Die Laterne leuch- tete durch das Dunkel. Ein großer Hund hatte sich zu ihm gestellt, der ihn in mächtigen Sähen umsprang.

„Es ist nur gut, daß ich wenigstens jemand traf“, sagte Vossau.

„Ein Zufall!“ entgegnete der an- dere. „Es treibt sich jetzt im Rande des Heeres so viel Gesindel hier her- um, und Kartoffeln, Feldfrüchte, Wep- sel und Birnen werden uns zentner- weise gestohlen. Da muß immer je- mand nachts die Runden machen.“

„Und wer sind Sie?“ fragte Kon- rad.

„Ich heiße Ernst Koster und bin der Sohn eines Bauerngutsbesizers aus Bieselbach.“

Konrad dankte und nannte seinen Namen.

„Es tut mir sehr leid“, fuhr Koster fort, „daß ich Ihnen kein Erlaspferd geben kann. Aber im ganzen Orte ist alles Brauchbare requiriert und auf- gekauft, so daß wir selbst alles Nö- tige mit Mühen besorgen müssen. Es wird Monate lang dauern, bis wir wieder Pferde haben. Geben Sie, daß der Krieg bald aus der Gegend ver- schwindet — wir leiden schwer dar- unter.“

„Es muß bald eine Entscheidung fallen“, fiel Vossau ein.

„Und glauben Sie, daß sie zu Preu- ßens Gunsten fällt?“

„Ich glaube es.“

Koster entgegnete nichts. Aber Vossau sah, wie er leise die Achseln zuckte.

„Sie waren angelangt. Das Pferd

wurde in den Stall geführt und ge- füttert. Koster weckte eine Magd, und bald stand dampfender Kaffee, Brot, Butter, Schinken und Wurst vor Kon- rad. Aber es wollte ihm nicht schme- len, so sehr auch sein freundlicher Gastgeber ihn dat, zuzulangen. Eine tiefe innere Unruhe drohte ihn zu ver- zehren.

Durch die Fenster zogen die ersten Lichter der Dämmerung. Der Morgen kam, fahl und grau, in schweigende Nebel gehüllt.

„Es wird ein trüber Tag“, sagte Koster.

Vossau nickte stumm.

„Möglich“, fuhr der junge Mann fort, „daß es auf den Höhen um Jena, wohin Sie wollen, freier ist; der Wind weht dort stärker und jagt die Nebel immer bald auseinander. Bei uns hier im Tal nisten sie sich gern ein.“

Er brach plötzlich ab. Ein dumpfer Ton schallte von weither durch die Luft. Konrad ließ die Gabel fallen, die er in der Hand hatte. Ein zweiter Ton folgte, ein dritter — vierter — einer nach dem andern — immer mehr — mehr. — Ganz deutlich trug der Morgenwind den Schall herüber. Konrad war aufgesprungen. Tiefe Blicke hatte sein sonst so frisches Ge- sicht überzogen.

„Das ist Kanonendonner!“ rief er. „Kanonendonner!“ wiederholte der andere. „Aus Osten, Südosten kommt er — da liegt Jena.“

„Altmächtiger Gott!“

Vossau stürzte hinaus zum Stall; Koster ihm nach.

„Wehin, Herr Leutnant?“

„Zu meinem Regiment!“

„Der Braune trägt sie nicht bis Jena — trägt sie noch viel weniger die Bergwege, die Sie reiten müßten, wenn Sie den Weg kürzen wollten.“

„Mein Gott im Himmel! Und Sie haben kein anderes Pferd?“

„Im ganzen Orte sind ein paar alte Mähren, mit denen Sie nicht über einen Sturzoder herüberkommen — sonst nichts.“

„Aber ich muß fort! Mann, ver- stehen Sie nicht: ich muß, ich muß! Ehre und Stellung steht auf dem Spiel.“

Koster überlegte einen Augenblick. „Dann bleibt nur eins, Herr Lei- nant! Sie reiten von hier nach Weimar — es ist glatte Straße, das hält der Gaul noch aus — und mel- den sich beim dortigen Kommandeur; er mag Ihnen dann weitere Befehle geben.“

„Sie haben recht.“

„Eben sah Konrad im Sattel.“

„Leben Sie wohl, mein Freund“, sagte er, dem andern die Hand reichend, „herzlichsten Dank! Vielleicht kann auch ich Ihnen einmal in der Not helfen. Die Wege des Lebens sind oft wunderbar, und vielleicht führen sie uns noch einmal zusam- men.“

Konrad jagte davon. Das Pferd griff besser aus, als er zu hoffen ge- maht. Ventre à terre ging es vorwärts, als rote das Tier, um was es sich handelte.

Immer deutlicher klang der Kano- nondonner herüber. Jetzt war es ein ununterbrochener, dumpfer Schall, seine einzelnen Schläge mehr. Man merkte es: das war kein harmloses Vorpöfengegack mehr, keine Schrei- schüsse und keine Retagoszierungs- schüsse einzelner Abteilungen — das war der Donner einer Weltk Schlacht, in der Staaten und Kronen den Ein- schlag ölden.

In rasendem Galopp ging es wei- ter, was der Gaul hergeben wollte. Und er hielt aus. Nach stundenlangen Ritt kamen die Türme von Weimar in Sicht. Und jetzt erkannte der Reiter deutlich auf dem Plateau hinter der Stadt, daß sich nach Südosten hin- überstreckte, schwere, tiefhängende, weißgraue Wolken, die dieiten über der Erde schwebten — das war kein Nebel, das war der sich in der trü- bren Herbstluft zusammenballende Rauch der Geschütze. Und deutlich hör- te das geübte Ohr jetzt auch das Rosten- feuer der Infanterie mit seinem charakteristischen, gelegentlichen Plä- tern — dem Entsetzen jedes damali- gen Kommandeurs. Nur mit Mühe kam Vossau in die Stadt. Alle Stra- ßen waren bedeckt mit Truppen, Pfer- den, Geschützen und Wagen aller Art. Stauern und Befürzung war auf allen Gesichtern zu erkennen. — Niemand schien den Feind so nahe ge- glaubt zu haben. Wühler aber Vossau sah sich am meisten wunderte, das war der Umstand, daß hier offenbar bis jetzt kein Mensch ans Marschie- ren dachte; nirgends bemerkte das spärende Auge des jungen Offiziers die Anzeichen, welche auf den Auf- bruch eines Korps zu deuten pflegen. Und er wußte: hier standen unter dem Befehl des Generals von Müchel mehr denn 20,000 Mann, eine vortreffliche Truppe, die, gut und energisch ge- führt, wohl geeignet war, an bedroh- licher Stelle nachdrückliche Hilfe zu leisten oder in der Stunde der Entschrei- dung den Ausschlag zu geben. Weshalb ließ der General diese staltliche Truppe hier in Untätigkeit beharren, statt sie auf den Kanonendonner zu marschieren zu lassen?

Diese Gedanken fuhren Vossau durch den Kopf, als er in Müchels Quartier trat. Alles war voll von Adjutanten, Stabsoffizieren und Dr- donnanzen. Nur mit vieler Mühe ge-

lang es ihm, sich Zutritt zum Gene- ral zu verschaffen, der mit Uebun- gen aller Art überlaufen wurde. Auch hier in den Vorzimmern des Kom- mandeurs wurde der schwebende Offizier den bösen Einbrüch nicht los:

„Alles ist bestürzt! Man ist über- rumpelt worden! Kein Mensch weiß, was zu geschehen hat! Der Hut des Kapitäns von Liebhaber hat offenbar seinen Dienst verlag und sich als ein Gut allgerewöhnlicher Art erwiesen.“

Endlich, endlich, nach qualvollem Warten stand Vossau vor dem Gene- ral.

Müchel, diese „aus lauter Preus- sentum konzentrierte Säure“, wie ihn halb ärgertlich, halb anerkennend ein Zeitgenosse genannt hat, hörte die Meldung des jungen Offiziers mit wachsendem Ersäunen.

„Se. Majestät kann keine leichtfin- nigen Offiziers brauchen!“ sagte er dann. „Ich lasse Ihnen den Degen abnehmen, mein Herr.“

„Ergelzen.“

„Sie sind nicht an Ort und Stelle, wohin Sie gehören! Ihr Platz ist auf dem Schlachtfeld.“

„Dann geht es mir genau wie Eurer Ergelzen.“ fiel Konrad tief er- bittert ein. „Auch Eure Ergelzen sind, wie ich, in Weimar.“

In Müchels Augen blitzte es auf. Er konnte eine schlagfertige Antwort vertragen, aber die ging ihm doch ge- gen den Strich.

„Warte Er, bis Er gefragt wird“, sagte er grob. „Er ist nicht mein Stabsoffizier, sondern ein von seiner Truppe durchgebrannter Leutnant. Versteht Er mich? Und darum geht Er in Arrest.“

Er klingelte. Ein Offizier trat ein. „Der Leutnant von Vossau ist Ge- fangener. Nehmen Sie ihn den Degen ab und führen Sie ihn zur Was- che. Ich werde später weiter verfü- gen.“

So geschah es, daß Konrad von Vossau, glühend vor Kampfeslust und Kampfesmut, statt auf das Schlachtfeld in den Arrest wanderte und just in derselben Stadt in welcher sein großer Dichter das prächtige Reiter- liche der Wallenstein gefangen hatte. Aber er war nicht lange darin.

Gegen Mittag merkte er an den Signalen und dem Tritt marschieren- der Truppen, daß das Korps abrückte. Ununterbrochen tönte der Donner der Schlacht herüber; er hatte sich zu einem einzigen schmerzlichen Gemitter ge- steigert, das sich über der herbstlichen Landschaft zwischen Saale und Jm entlud. Mit Spannung lauschte Konrad auf den Tritt der abmarschie- renden Truppen. Gegen Nachmittag wurde es in der Stadt ruhig. Da- für war es den heftigsten jungen Mann nicht mehr im Arrest. Zu dieser Stunde meinte er, gebot jeder vor den Feind, aber nicht zwischen vier Wänden. Und kurz entschlossen brach Konrad von Vossau aus. Das war kein Kunststück. Das Zimmer, in das man ihn gebracht, lag zu ebener Erde nach dem Hof zu; kein Hofen war zu sehen, nur auf der Vorderseite des Hauses mochte wohl einer stehen und selbst wenn der ihn bemerken sollte — ob er es wagen würde, ihn anzu- halten? Nein, nein, er, Konrad von Vossau, Er. Majestät allergernester Leutnant, wollte in der Stunde der Entscheidung nicht fehlen — er hoffte gut machen zu können, was er in — wie er meinte — gewiß verzeihlichem Leichtsinne aus seines Herzens rein- stem Drang gefehlt hatte, und wenn dann der Ruhmeschein des Sieges über die niedrige Armee des großen Königs leuchten würde, dann würde man ja an den entsetzlichen Stellen sicher ein liebevolles Verständnis und ein mildes Verzeihen für die Tat eines alten Sünders haben, der aus übervollem, lauterem Herzen gelin- det und dem dabei ein böser Zufall ein verdrissenes Netz über den heißen unbedachtigen Kopf gemorren hatte.

Aber der Tag von Jena war kein Tag von Leuthen, und den Krüchhof des großen Königs konnte kein Gene- ralsbezogen auf diesem Tage erleben; der Ruhm leuchtete nicht über Preu- ßen, und der arme Konrad von Vossau konnte die bittere Wahrheit er- fahren, daß in Zeiten des Unglücks viel leichter über den Einzelnen der Stab gebrochen und gerichtet, als ihm verziehen und vergessen wird.

Zwar zunächst war das Glück dem Kühnen hold. Unangesehnen kam Vossau, dem der Offizier, der ihn verhaftete, artigeweise den Degen be- lassen hatte, aus der Stadt und ver- reichte in schnellem Laufe das Pla- teau, das darüber gegen Südosten zu emporstieg. Und hier oben lief ihm zu seiner hellen Freude ein herrenlo- ses Offizierspferd entgegen, das ihn mit lustigem Wiehern begrüßte.

„Dich schickt mir Gott“, dachte er und schwang sich hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

— K a l t e D u s t e. — Der junge Mandelsblith borgt sich, um dem V- ter seiner Geliebten zu imponieren, von einem wohlhabenden Freunde dessen elegante Equipage und fährt darin, selbst fufschierend, stolz vor dem Hause seines künftigen Schwie- gervaters vorüber.

„Ach, sieh da, Herr Mandelsblith“, ruft der Alte, der gerade aus dem Fenster sieht, „mal zur Abwechslung Aufstcher geworden, was?“

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—